



Abonnementpreis vierteljährig fl. 1.50 = 3 Mark. Einzelne Nummern 15 kr. = 30 Pf.
Erscheint alle 8 Tage.

Redaction und Administration: Wien, IX. Währingerstraße 26.

Commission für Deutschland: Literarische Anstalt August Schulze, Leipzig.

Nr. 2.

Wien, 13. Jänner

1896.

Der Ausgleich.

Es war ein kalter Februar-Abend. Mit einer gewissen Fröhlichkeit schritt Paul dahin und es machte ihm offenbar Vergnügen, daß der Schnee unter seinen Tritten so geräuschvoll knirschte. Paul liebte den Winter mit seinen unschuldigen, lebenswürdigen Schneeflocken.

Und vollends heute hatte er Grund, lustig zu sein. Seine Eroberung war ihm gelungen, auf die sein Herz stolz sein konnte. Daß er doch diesen Sieg nicht erzählen durfte. Hätte das ein langgezogenes „Ah“ gegeben, von einem Dugend erfahrener Männertippen. Er übersah rasch im Geiste die Kampfzeit. Gar nicht so lange! Und er gratulirte sich im Stillen. Wie eitel doch der Mensch ist! Wenn man auf die Glückwünsche der Andern verzichten muß, beglückwünscht man sich zumindest selbst. In Weibersachen läßt man sich nicht so leicht um die Anerkennung bringen.

Paul trällerte ein feckes Liedchen vor sich hin. Wenn auch hie und da ein falscher Ton mit unterlief; das genirte ihn wenig. Die Hauptsache blieb, daß es sein Triumphgesang war. Und das mußte er sich sagen, geschickt hatte er die Sache angepackt, über alle Maßen geschickt. Bald schüchtern, bald kühn, immer überraschend und verwirrend, so daß die Arme besiegt war, ehe sie zum Bewußtsein gekommen, daß sie angegriffen wurde. Und dann mengte er seine Waffen durcheinander, ging programmlos vor, ließ sich vom Augenblicke hin- und hertreiben, wandte da einen Schlich an und gewann sie im nächsten Moment durch naive Ehrlichkeit. Es war keine Kleinigkeit gewesen, die gewissenhaften Frau zu besiegen. Für ihn ein Wagniß, bei dem er Alles einsetzte. Den sie war die Frau seines Vorgesetzten.

Die Frau Rätthin und ein kleiner Beamter. Doch die Liebe kümmert sich nicht um Standesvorurtheile.

Zufolge Confiscation der ersten Ausgabe bieten wir unseren verehrten Lesern heute nur ein Bruchstück. Die nächste Nummer wird durch besondere Reichhaltigkeit hiefür entschädigen.

Seine zärtliche Sorgfalt wird so lange unerschütterlich sein, als ihre Zugkraft andauert. Beneidenswerth die Gatten, die in Zufriedenheit und froher Eintracht einem schönen Lebensabend entgegensehen können. Fürwahr, ein idyllisches Familienbild, wenn der blühende Junge, das Glück ihres Bundes, zum ersten Male an der Seite des Vaters in der Theaterloge erscheint. Und Vatern leuchtet der Stolz auf Weib und Kind aus den Augen. Ein Verwandter aus Ungarn ist mit, der schon im ersten Acte sein Entzücken über das prächtige Aussehen der Frau nicht verbergen kann. „Das ist noch gar nichts,“ belehrt ihn der Gatte, „aber im dritten Act wirst Du schauen!“ —

Aus Berlin meldet der Telegraph von einer interessanten Neuerung, die bei der Erstaufführung des „Florian Geyer“ mit Erfolg erprobt wurde. Der Schriftsteller Konrad Alberti soll fortan bei allen wichtigeren Premieren hinausgeworfen werden. Alberti gehört unter dem Vorwande, literarischer Gegner der modernen Richtung zu sein, zu jenen gewerbsmäßigen Reibhammeln, die bei der Anfeindung einer jeden nur irgendwie positiv hervorragenderen Erscheinung activ am Werke sind, wächst jedoch über jene noch hinaus. Der Naturalismus ward überwunden, ganze Literaturrichtungen sind in Schutt und Staub versunken, der sieghaften Unannehmlichkeit des Herrn Alberti konnte die Zeit nichts anhaben. Herr Alberti darf nicht in das veraltete Foyer-Genre der hämischen Concurrenten eingereicht werden, die ihre Gefährlichkeit in den Zwischenacten erledigen. Seine Specialität ist die praktische Erzeugung beliebig großer Theaterscandale. Darum fehlt er bei keiner Premiere Gerhart Hauptmann's, dem er so oft vergebens theoretisch beizukommen versucht hat. Unter den vielen packenden Scenen des „Florian Geyer“ hatte namentlich der Hinauswurf Alberti's im fünften Acte durchgreifenden Erfolg, der auch in der gesammten Presse seine Bestätigung findet. Das Drama als Ganzes hat leider weniger angesprochen. Sollte es sich doch behaupten, so werden, wie verlautet, auch die Jubiläumsvorstellungen, der flinfundzwanzigsten, flinfzigsten u. s. w. Aufführung unter persönlichem Hinauswurf des Schriftstellers Alberti stattfinden, welcher dann für die Dauer in das Repertoire des „Deutschen Theaters“ übergehen soll.

Crêpe de Chine.



Paul Verlaine.

Im Spital, dem ständigen Ziel seines Lebens, ist Paul Verlaine gestorben. Das Spital war vielleicht noch der erhabenste Ort, den er kannte. Sonst lebte er in der Gegend des Montmartre, in den dunkeln Häusern der Dirnen, zerlumpt, mit seinem großen Schlapphut und seiner Pfeife rastete er an den Tischen kleiner Kaffeehäuser, und wenn er von der letzten Nacht oder vom letzten Hunger müde war, schrieb er seine Verse. Von ekelerregenden Krankheiten wurde sein ungepflegter Körper durchseucht. Es war, als hätte ihn die ganze Niedrigkeit und Gemeinheit des Daseins durchgeplügt. Und er hatte die edelste Schönheit der Sprache und die keuscheste Reinheit der Gedanken. Jeder Vers von ihm war ein Sinnbild der Schönheit. Und er hatte den tiefen, innigen Klang, der aus dem Volkslied entspringt. Und doch trieb er sich in schmutzigen Gassen herum und war durchseucht, und sein Leben war von allen ehrbaren Zielen und Tugenden fern. Nicht einmal der Ruhm vermochte ihn zu bessern. Die andern „Barnassiens“ kämpten sich später sogar. Das hat er schon gar nicht erreicht. Die andern kamen zu

Geld und Würden, er aber strich weiter in den dunkeln Gassen, an Dirnen geschmiegt, ihr Leben theilend, und rastete immer wieder im Spital. Und dennoch ist ihm der höchste Ruhm sicher. Und zwischen Baudelaire und ihm werden vielleicht alle Sterne verlöschen. Er hatte trotz seiner gemeinen Krankheit, seiner wüsten Tage, seiner ziellosen Wanderschaft durch die Gemeinheit des Lebens einen leuchtenden Glanz von Reinheit, Schönheit, Würde und Größe. Ja, das wollen die Spießer alle nicht begreifen, daß in der Bohème, in der wildesten Zügellosigkeit des Daseins die höchste Kunst liegt, und daß es gerade von diesen Zigeunern und vielleicht nur von ihnen heißen kann, daß sie sich ihr Leben zur Kunst schaffen; ihnen sind diese beiden völlig geneigt, den andern zerflattern sie; sonst werden die Menschen in den Reichthum des Lebens gestellt und verlieren die Kunst, oder sie wühlen in den Herrlichkeiten der Kunst und sind vom Leben weggegangen. Dem Paul Verlaine und Allen, die so sind wie er, ist Kunst und Lebens Eins. Ihre Kunst ist Sehnsucht. Und dies ist die Kunst des Volksliedes, das in der Gasse wachsen kann, das von den Lippen der Dirnen blüht oder von den heisern Kehlen der Soldaten und Gassenlungerer. In diesen Gesängen erhebt sich eine tiefe Sehnsucht. Das ist die Sehnsucht der Erniedrigten nach Hoheit, die Qual der Befleckten nach Reinheit, die Bitte dunkler Stuben um ein wenig Licht, die Klage milder Seelen um die entschwundene Kraft, die Bangheit eines kleinen Schicksals um eine große That. Das ist das Lied von Paul Verlaine. Er hat die ganze Schönheit der Sehnsucht; ihre tiefen und dunkeln Farben; er hat das große Leid, das den andern so bald schwindet. Und nichts ist bei ihm Erfüllung. Nie ist sein Magen, nie seine Seele satt. Er kennt auch das Weib nicht und ebenso ist die große Wissenschaft ihm fremd. Darum hat er keinen Zweifel und ist gläubig wie ein Kind. Das ist das Glück des Zigeuners. Er kann noch träumen von einer hohen, königlichen Frau, deren Schultern seiner Kisse warten, deren Mund er erschließt; er hat nicht dessen ewige Gemeinheit erfahren: weil er nicht von den Dirnen weglam, glaubt er noch an das Weib. Er konnte noch, wie ein Knabe, an den Dirnen diesen oder jenen Zug suchen, der dem Weib seiner Träume eigen sein mußte; vielleicht ist bei ihnen die Sehnsucht nach Reinheit und Güte. Er konnte noch so Vieles, noch Alles hoffen. Und er blieb der Zigeuner und erfuhr nichts von den quälenden Wissenschaften, darum hat er noch einen Gott, zu dem seine Qual und seine zerrissene Seele betet. Das ist der alte, biblische Gott, der die Lilien auf dem Felde wachsen läßt und die Vögel speist. Er hat die große Gnade des Hungers, der Sehnsucht, der Erwartung, des Glaubens. Und von diesen Quellen wird das Lied genährt und fließt, ein herrlicher Strom, und spült alle Niedrigkeit und Seuche weg und wird ewig, wie jene indische Fluth, aus der alle Götter gezeugt werden. Und darum ist dieser Paul Verlaine glücklich zu preisen, daß er in den dunkeln Gassen der Dirnen gelebt, zerlumpt und hungrig in Paris umhergeschlendert wurde von einem Schicksal, das ein launischer Wind schier; ein Glücklicher verschied er im Spital. Ihr hat das Leben nicht enttäuscht, er konnte sich danach sehnen.

Sehnsucht! Das ist das Lied des Paul Verlaine.

Wien.

Otto Stöpl.

Berichtigung.

Von den Druckfehlern, die sich in der ersten Nummer fanden, sei, weil die übrigen nicht sinnstörend sind, nur dieser eine berichtigt. Im „Hochzeitlichen Lied“, Seite 13, soll es in Strophe 3 statt „Lichte Rosenhügel spreitend“ natürlich „Lichte Rosenflügel spreitend“ heißen.